

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Erdmuth trat vom Fenster fort, hinein in den Saal. Mit beflügeltem Schritt durchmaß sie das spiegelblanke Parkett des hellen Raumes von einem Ende bis zum andern. Blücher! Dieser greise, jugendliche Held, in dem die Seele des ganzen deutschen Volkes mit all ihrem glühenden Freiheitsverlangen sich zu eiserner Tatkräft verdichtet zu haben schien! Und bei aller Heldengröße zeigte sich immer vor neuem, in jedem Augenblicke des Lebens — in Leid und Glück — seine edle, vornehme Gesinnung, seine tiefe, reine Menschlichkeit.

Wie wohl hatte er ihr heute wieder getan!

Kaum, daß er vor Issy die Apanen verlassen und sich zu einem der anderen Lagerplätze des Bierenischen Korps begeben hatte, war der Unteroffizier Schneider vor den Oberst von Stutterheim befohlen worden, welcher ihm mitgeteilt, daß er, Schneider, zur Dienstleistung beim Stabe des Fürsten versetzt sei und sich sofort in das Hauptquartier nach St. Cloud zu begeben habe.

Wie hatte Erdmuthens Franensseele dem greisen Helden für diese Bartheit der Empfindung Dank gewünscht! Wäre sie ihrem Gefühle gefolgt, so wäre sie am liebsten sofort aus dem Heere getreten. Aber ihr war, als dränge Ulrichs Seele in ihr, bis zum letzten Augenblicke auszuhalten. Und so bedeutete Blüchers feinfühligte Anordnung eine große Wohlthat für sie.

Gesprochen freilich hatte sie den Feldherrn noch nicht.

Als sie hier oben auf dem Schlosse eingetroffen, waren die Verhandlungen über die Uebergabe, zu denen Blücher auch den Herzog von Wellington hatte bitten lassen, bereits im Gange.

So harrete sie denn hier im Saale, wohin man sie gewiesen, auf den Feldherrn. Harrete bis das große Werk zum Abschluß gebracht sein würde.

Und erschöpft von allen Erschütterungen der letzten Tage und Stunden, sank sie nun in einen der hochlehnigen, blauselbigen Sessel am Kamin und deckte die Rechte über die Augen.

Endlich weckte sie ein fester, sporenklingender Schritt. Eine Stimme, voll von Herzenswärme zitterte:

„Mädel! Komm in meine Arme!“

Blücher stand mitten in dem kleinen Saale. Mit ausgebreiteten Armen. Und Erdmuth flog ohne Besinnen, wie in die Arme eines Vaters, hinein.

Die mitfühlende Liebe des Greises hatte sie nun doch um ihre Fassung gebracht. Ein heimliches Weinen stieg aus ihrer Brust herauf. Er ließ sie ein paar Augenblicke ruhig gewähren. Und während sie, immer wieder aufschluchzend,

das Gesicht an seiner Schulter verbar, strich er ihr ein paar mal tröstend über das kurze strohblonde Haar.

„Kind, wenn du wüßtest, wie mich's schmerzt“, brachte er dabei mit halber Stimme über die Lippen. „War ein prächtiger Kerl! Würde euch beiden so von Herzen einer Blüch.“

Noch einmal stieß sie das Schluchzen. Dann hob sie, gefächert, wenn auch noch mit Tränen in den Augen, das Haupt.

„Seien Durchlaucht nicht böse —!“

„Ach was Durchlaucht!“ unterbrach er sie heftig, um seine Bewegung zu verdeden. „Für dich bin ich Vater Blücher!“

„Seien Sie nicht böse, Vater Blücher, daß es so über mich kam! Gerade Ihre Güte hat mich weich werden lassen. Halten Sie mich nicht für klein.“ Sie ergriff mit der gehunden Rechten seine Hand. „Bei allem egoistischen Schmerz bin ich ja so stolz, daß auch ich ein Opfer bringen, daß ich ihn hingeben dürfte.“ Von neuem schossen ihr Tränen aus den Augen. Da neigte sie sich rasch und drückte einen Kuß auf seine Hand.

Er aber legte wie zum Segen die Linke auf ihr Haupt.

„Bist ein tapferes Menschenkind, Erdmuth! Wüßte das ja immer! Um!“ Er räusperte sich. „Und nun eine frohe Botschaft! Sie wird dich beleben wie feuriger Wein. Paris ist mein. Die französischen Truppen marschieren hinter die Loire und die Stadt wird mir übergeben. In drei Tagen ziehen die unsrigen in Frankreichs Hauptstadt ein!“

Ueber Erdmuthens blaßes Gesicht ging ein helles Rot der Freude.

„Und das hat alles unser Marschall Vorwärts vollbracht!“

Da wurde Blücher tieferst.

„Erdmuth, ohne meinen eisernen Willen stünden wir nicht hier; der hat sich rastlos durch alle Hindernisse durchgebissen. Das ist wahr. Aber ohne Gottes Segen wäre alles mißlungen! Und vollbringen konnte ich's nur durch meine Truppen. Offiziere und Mannschaften, sie haben sich mit einer unbefreiblichen Tapferkeit, mit einer beispiellosen Ausdauer geschlagen und den ungeheuren Strapazen dieses kurzen Feldzuges unterzogen. Ihnen verdanke ich, nächst unsres großen Gottes Barmherzigkeit — meines lieben Gneisenau Besonnenheit nicht zu vergessen! — alles! Einem jeden einzelnen von ihnen. Ein jeder hat wirklich außerordentliches geleistet. Auch dein Rittmeister. Auch du! Bringst ja da auch“ — er wies auf den verbundenen Fingerstumpf ihrer Linken — „so ein ehrenvolles Andenken mit nach Haus. — Aber mein Trost ist der: Die Ueberlebenden werden die Früchte ihres Tuns genießen und die Toten — sie starben für der Menschheit größte Sache: für Freiheit und Vaterland!“

Eine tiefe Bewegung vibrierte in Blüchers Stimme. Sie fand ein stolzes Echo in Erdmuthens Brust.

Einen Augenblick schwiegen sie beide.

Dann sagte Blücher, indem er eine gestopfte kurze Pseife aus der Innentasche seines Uniformrockes zog und sie entzündete:

„Und Kind, was denkst du nun zu tun?“

„Jetzt, da der Krieg zu Ende, möchte ich heim, sobald es geht.“

„Das dachte ich mir! Sehne mich auch nach Haus! Habe das Morde schon lange satt! Wieviel mehr du! — Sobald unser König kommt, lehre auch ich heim! Weißt du, Kind,“ er ließ sich passend in einen der blauen Seidenstühle nieder, „das Beste ist, du bleibst bei meinem Stabe, bis wir in Paris eingezogen sind. Da kannst du dir dann unauffällig alles besorgen, was so ein Frauenzimmer zu seiner Ausrüstung bedarf. Hast du Geld nötig, so brauchst du mir's nur zu sagen. Will's später schon wiederkriegen. Und dann reist du heim und bleibst in Berlin ein paar Tage bei meiner Frau! Einverstanden?“

„Vater Blücher, wie soll ich für so viel Sorgfalt danken?“

„Papperlapapp — Dank! Wie soll's der Blücher dem Gottfried Schneider danken, daß er bei Ligny die Landwehrexekter herbeiholte und ihn vor schimpflicher Gefangenschaft bewahrte?“

„Ich tat nur, was mein Herz mir befahl, was jeder andere an meiner Stelle gatan hätte!“

„Und ich tue nur, was jeder Vater für seine Kinder tun muß! Verstanden?“ Er erhob sich schwerfällig. „Zum Teufel noch mal!“ wetterte er. „Die alten Knochen müden noch immer! Aber das verdirbt mir die gute Laune noch lange nicht!“ Er legte die Hand auf ihre Schulter. „Kommt, Erdmüthe! Wir wollen dem Gottfried Schneider ein hübsches Zimmer in diesem verwünschten schönen Schloßchen aussuchen! Weißt du wohl, daß es der Lieblingsitz des weiland Kaiser Napoleon war? Hier im Drangeriesaal hat er mit seinen Grenadiere am 18. Brumaire den Rat der Tausend aneinander gesagt.“

Erdmüthe wollte es sich eben in dem fraiisfarbener Rokokozimmer, das Blücher für sie ausgesucht, und dessen Fenster nach dem Parke hinausgingen, etwas bequem machen, als es Klopfte und Premierleutnant von Jäger — Otto war inzwischen avanciert — gemeldet wurde.

Gleich darauf trat er selber ein, zog, dabei den Tschako auf einen Stuhl werfend, die Tür hinter sich zu und kam ihr auf dem spiegelblanken Parkett des prächtigen Zimmers eilends entgegen.

„Erdmüthe!“ Er ergriff ihre Rechte und blickte ihr mit heißem Schmerz in die Augen. „Erdmüthe! Vergebung! In diesem Augenblick kann ich keinen anderen Namen finden! O mein Gott! Wie tief empfinden wir alle, die Ihr Geheimnis kennen und ehren, den schweren Verlust, der Sie betroffen. Wie tief traure ich mit Ihnen! Er war mein Freund! Mein bester, einziger Freund!“

Erdmüthe vermochte das Weh, das aus seinem Blick zu ihr sprach, nicht zu ertragen. Sie wollte nicht noch einmal ihre Fassung verlieren. Ihre Hand ihm entziehend schloß sie die Augen. Ihre Nasenflügel zitterten und leise sagten die zuckenden Lippen:

„Und dennoch haben Sie sich von ihm zurückgezogen, seit —“

„Erdmüthe! Es war mir unmöglich zu reden. Es gibt Dinge, die sich nur durch Schweigen ertragen lassen,“ rief er in dumpfer Qual. „Wenn wir an ihnen rühren, dann stürzen sie über uns zusammen und begraben uns unter ihren Trümmern. Und die mit, die aus Liebe zu uns, mit daran zu rühren wagten! O Gott! Ich wollte, Sie könnten mich verstehen.“

„Vielleicht!“ sagte sie, ihm diskret ins Auge blickend, mit tieferbarmendem Frauenlächeln.

Von diesem Ausdruck erschüttert, öffnete sich ihr sein bis vor kurzem noch so fest verschlossenes, durch den Tod des Freundes schon tief ausgewähltes Herz. Er ergriff von neuem ihre Hand —

„Erdmüthe! Ich habe ja so unsäglich gelitten! Wie leide ich noch! Nie werde ich's verwunden. Was ist ihr Leid gegen das meine!“ In wilder todweher Hast stürzten ihm die Worte über die Lippen.

„Ulrich ist tot — und er lebt Ihnen doch! Und ich! Wäre sie gestorben — ich wollte Gott dafür auf den Knien danken!“

„Herr von Jäger, Sie gehen zu weit!“ verwies ihn Erdmüthe mit schwerem Ernst. Dabei zog sie ihn, sich selber

auf eins der feinen Goldstuhle an der Wand niederlassend, neben sich in einen Fauteuil. Er ließ es geschehen, vergrub aber, sich abwendend das Gesicht in der Linken, indem er dabei mechanisch den Arm auf das längliche Rußbaumtischchen stützte, das unter einem Pfeilerspiegel neben ihm stand. Sie aber fuhr fort. „Toska hat gefeilt. Ich will sie nicht in Schutz nehmen. Aber in dieser Weise den Stab über sie zu brechen — das ist im höchsten Maße ungerecht.“

Er fuhr herum. Aus seinen weitaufgerissenen Augen loderte ihr eine wilde Qual entgegen.

„Kein Grund, wenn sie mich um einer — Liebeslei willen verließ?“

„Herr von Jäger, solch ein Verdacht erniedrigt Sie!“ rief sie im tiefsten Herzen empört. „Toska konnte sehlegehen — wer weiß, was sie selber dabei gelitten! — schlecht war sie nicht!“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Mein —“ Erdmüthe wurde rot — „mein Frauengefühl.“

„Ihr Frauengefühl?“ Er lachte bitter.

„Glauben Sie mir, eine Frau erkennt die andre nie!“

„Ich habe Beweise!“

„So sage ich Ihnen, daß ich eher an eine bössartige Intrige, als an eine solche Schuld Toskas glaube.“

„Wie?“ unterbrach er sie heftig. „Wollen Sie auch dann noch auf Ihrer Ansicht beharren, wenn ich Ihnen sage, daß ...“ und wie ein lang zurückgedämmter Bergstrom brach es nun von seinen Lippen: wie auch er anfänglich darauf geschworen, daß Toska ihn nur im Zwiespalt ihrer einander beschuldenden Gefühle verlassen: weil sie Napoleon vergöttert, weil ihr Vater ihr um ihrer Heimath willen geflücht — weil sie es nicht hatte ertragen können, Vater und Gatten als Feinde in der Schlacht einander gegenübersehen zu sehen, und er ihr die Bitte verfaßt habe, aus dem Heere zu scheiden. Wie aber dann kurz vor der Schlacht bei Ligny der Graf Duboit, dieser Ueberläufer, ihm einen Brief von Toska gebracht, wie der sich mit seines Weibes Gunst gebrüstet —! „Ach!“ Otto schlug die Hände vor die Augen in Scham und Schmerz. Ein trodenes Schluchzen rang sich aus seiner Brust, Stoßweise in blutendem, wütendem Gram.

„Armer Freund!“ Erdmüthe erhob sich und leise zu ihm tretend, legte sie ihm tröstend die Rechte auf die Schulter.

„Was dieser Graf schwätzt, das kommt doch gar nicht in Betracht. Einzig das, was in Toskas Brief gestanden!“

Da warf er den Kopf empor.

„Was in Toskas Briefe gestanden? Ich habe doch den Brief nicht gelesen! Zerrißen habe ich ihn!“

„Wie? Ist das möglich?“ rief Erdmüthe in edlem Unwillen von ihm zurücktretend. „Sie kennen den Inhalt nicht einmal und verurteilen Ihre Frau?“

„Bah!“ Seine Lippen zuckten verächtlich. Mit beinahe feindseliger Entrüstung blickte er Erdmüthe an. „Wenn sie mir den Brief durch einen Mann sendet, der mir mit gedehnter Brählerei entgegenhält, daß er es war, für den Toska einst bestimmt gewesen, — daß — daß sie ihm bei seiner Abreise Avancen gemacht —! Dann weiß ich genug! Uebergenug!“

[Fortsetzung folgt.]

Grenzfeuer.

Aus den Franzosentagen im Elsaß.

Von René Schreiber.

Ueber dem schwarzblauen Rotenbacher Kopsi, der wie ein mächtiger Niesel das Münsterthal in den Südbogen gegen Frankreich absperrt, verglomm das Abendrot in lodernen Bränden. Die ersten schweren Schatten schoben sich an die Höhen und ballten sich um die kleinen Dörfer, die vom bergernen Mittlach bis gegen den Rhein das grüne Thal mit ihren bunten Häuschen besiedeln. Unzählige Herdenglocken-Geläute auf den Matten und dann und wann der Sehnsuchtsruf eines Alphorns ließen den Sommertag besonders friedsam erklingen.

Der deutsche Maler, der unter dem Gipfel des Kastensbergs sein einsames Künstlerhaus hatte, trat noch einmal in die offene Blauderlaube und spähte mit hellem scharfen Blick hinaus in die stärker werdende Dämmerung.

Ein fruchtbarer Arbeitstag lag hinter ihm. Sein großes Bogenbild, das er wochenlang in der Seele getragen, stand in den Grundzügen fertig auf der Staffelei. Auf festem Granitblock ein junger Münsterländer Meister inmitten der weiten, freien Welt. Das Haupt und die nackten Arme sonnebestrahlt, die blauen almannischen Augen in die Ferne gewendet, wo die letzten, mächtigsten

Berge des Hochlands sich in düstigen Schleiern am Horizont ver-
loren. Ein Werk sollte es werden, malerisch bis ins Kleinste
hinein, und doch zugleich ein Symbol für die wichtigste Größe
des Berglandes.

Am Frühnamittag war der Künstler plötzlich durch ein
schlles Glodenzeichen seines Haustelefons im enigen Schaffen
gestört worden. Aus einem der Münchertaler Städtchen verlangte
man dringende Auskunft, ob auf der Kammböhe oben, die das Reich
vom Welschland trennt, sich feindliche Patrouillen gezeigt hätten.
Der Maler hatte die Frage zunächst für einen Scherz gehalten.
Was sollten mitten im Frieden wohl französische Truppen in
unseren Bergen zu suchen haben? Die Nachricht von der deutschen
Mobilmachung war noch nicht in die Westeinsamkeit des Kasten-
bergs gedrungen, und dem sonstigen politischen Gezänk und Ge-
plänkel in den Blättern hatte der Künstler, wie so oft, keine
ernstere Bedeutung beigemessen.

„Halten Sie sich jedenfalls bereit,“ hatte die Stimme im
Telephon noch gesagt, „Sie werden heute abend Besuch bekommen.“

Nun stand der Maler an der Brüstung seines kleinen Hauses
und heftete den Blick auf die Hochmatt, um die der Weg in schar-
fen Kurven vom Tal zur Kammböhe führte.

Dort unten war alles still. Nur die Tannen in seinem Berg-
gärtchen orgelten ihr altes, dumpfes Lied, und aus den Klippen-
hängen zur Linken pfiff ein Steinlaug der Abend an.

Mit einem Mal war es dem Einsamen auf seinem vorge-
schobenen Posten, als ob auf dem Berggrat drüben sich gestir-
nichte Schatten bewegten. In dunklen, unbestimmten Massen stieg
es auf und drängte von Westen her über den freien, vom Stern-
licht nur matt beleuchteten Kamm. Immer neue Geistergeschwader
tauchten auf, und dazwischen klang es wie fernes Klappern zahl-
loser Hufe auf hartem Fels.

Der Künstler schredte zusammen. Während seine Blicke dem
seitlichen Zug noch verwundert folgten, stand plötzlich — wie
aus der Erde gewachsen — ein junger deutscher Offizier dicht
neben ihm und legte grüßend die Hand an den Helm.

„Wir kommen offenbar zur rechten Zeit, um das Schauspiel
dort drüben mit eigenen Augen zu sehen. Die Herrschaften haben
es zweifellos eilig. Noch keine Kriegserklärung und
doch schon Feindbesuch! Die schönste Grenzverletzung, die
man sich denken kann.“

„Das wären dort?“
„Natürlich Franzosen! Nicht etwa eine lumpige Fernpatrouille,
sondern dicke, volle Regimenter — Chasseurs à cheval, Infanterie
und Geschütze... sehen Sie nur...“

Am nahen Grenzklamm, der vom Schluchtbach gegen den Belchen
läuft, hielt das gepensigte Treiben an. In schweren dunklen
Wellen quoll es empor, zog auf der Höhe hin und sank in die
Schatten der Nachbarberge zurück. Hunderte, Tausende mußten es
sein. Von Frankreich rückten sie heran, wie die Diebe in der
Nacht, um ins Elß einzubrechen.

„Mit meinen zwölf Mann da unten an der Ferne kann ich
natürlich nichts ausrichten. Wir haben nur feststellen wollen, was
wir jetzt wissen. Nun wird es ernst! Die Kerle dort oben setzen
sich fest: die werden durch keine diplomatische Note mehr hinaus-
geschmissen.“

Der Leutnant drückte abschiednehmend dem Maler die Hand:
„Ich denke, Sie schließen Ihre Bude und bringen sich selbst
in Sicherheit. Wer weiß, was morgen kommt...“

Der Künstler sah dem jungen, schlanken Menschen nach, der
behend und leise über den Grassboden glitt und unten bei den
Buchenbuden verschwand. Dann trat er in sein Haus, nahm
den Revolver von der Wand und packte ruhig Bilder und Mal-
zeug zusammen. Vieles, sehr vieles, was in all den Jahren ein-
samem Schaffens ihm lieb und wert geworden war, mußte er oben
zurücklassen. Nur meißten schmerzte ihn das unvollendete Bild,
das der nassen Farben wegen nicht mitgenommen werden konnte.

Ueber die weißbereiten Matten des Kastenbergs schritt ein
preussisches Landwehrbataillon in den frühen, glashellen Sep-
tembermorgen hinaus.

Im Rheintal unten waren die schweren Gehechte mit deutlichen
Siegen zu Ende gegangen. Nun galt es, den fremden Eindringling
aus den Vogesen zu werfen, in dessen Schluchten und Wäldern er
hartnäckig standhielt.

Die braven Landwehrlente hatten Arbeit in Hülle und Fülle.
Kuppe um Kuppe mußte stürmend genommen werden. Von allen
Seiten, sogar von den Hämmen, wo die Chasseurs alpins sich
festgesetzt hatten, prasselten die kleinen Geschosse wie Hagel-
körner auf die Vordringenden, und zwischen hinein warfen die
Schrapnells ihren Kugelschlag in die Luft.

Doch es ging vorwärts, Schritt für Schritt. In den Mittel-
vogesen war der Feind schon über die Grenze, und hier im
Süden hatte das Tod- und verderbenbringende Aufdräumen noch
kein Ende.

Als die Vorhut die Höhe des Kastenbergs erreicht hatte,
wandte der Hauptmann der dritten Kompanie sich an den neben
ihm schreitenden Offizier: „Jetzt kommen wir wohl in Ihr Ge-
lände, Herr Oberleutnant. Dort drüben steht doch Ihr Haus,
wenn ich nicht irre.“

Die scharfen Augen des Künstlers hatten die frohbedeckte
Hütte längst entdeckt. Nach jener gepensigten Sommernacht war er
trotz seiner Jahre freiwillig unter die Fahne getreten, um an
den Vogesenkämpfen teilzunehmen. Jetzt kam er zum erstenmal
wieder auf seinen Berg, wo er in stillen Friedensjahren der Kunst
als ein einsam Schaffender aus vollem Herzen gedient hatte.

„Zum Teufel, was ist das?“
Ein häßlich heulender Ton schnitt durch die Luft, und gleich
darauf prasselte ein Schauer zerfissener Tannennäste auf das erste
Glied der anrückenden Kompanie.

Hauptmann und Offizier wußten sofort Bescheid.
„Erster Zug in Schützenlinie ausschwärmen... Marsch,
marsch!“

In wildem Lauf stob die Landwehr auseinander und wart
sich, Deckung suchend, ins reifnasse Gras.

Vom Grenzklamm drüben feuerte eine feindliche Batterie auf
die anrückenden Deutschen. Die graubraunen Wölcher der Schrap-
nells tanzten wie Rinderchwärme durch den jungen Morgen und
barsten dann krachend auseinander.

Nun wurde auch das geschwähige Tack-Tack-Tack der Ma-
schinengewehre und das sirrende Pfeifen des Infanteriefeuers leben-
dig. Die Augen gingen zu hoch und schlugen splütern in Baum
und Busch.

Am Boden kriechend, den kleinsten Blod zur Deckung nehmend,
zog die deutsche Linie sich mehr und mehr in die Breite.
Schon gab es Verwundete und Tote.

Der Maler führte die Leute seines Zuges zum Wald zurück
und strebte — von einer Geländewelle gedeckt — in flachen
Bogen zu seinem Haus. Dort konnte er jeden Fels und jeden
Graben. Von dort ließ der linke Flügel der feindlichen Infanterie
sich besonders gut unter Feuer nehmen.

Noch waren sie dreihundert Meter von der Hütte entfernt.
Bestimmt und ruhig gab der Künstler seine Befehle.
„Nur Deckung, Leute, und keinen Schuß, bis das Kommando
kommt.“

Die Landwehr folgte in musterhafter Disziplin.
Blöcklich dröhnte ein dumpfer Schlag über die Vorrückenden
hin. Ein zweiter folgte, und dann ein dritter.

Keine zehn Meter von dem Maler wirkelten Gras und Erde
empor. Ein laffendes Loch war in den Boden gerissen. Drei
Mann wälzten sich in ihrem Blut.

Der Feind auf dem Kamm hatte den Schützenzug beim Maler-
haus entdeckt und warf Granaten gegen das sichtbare Ziel.
„Vorwärts, Landwehr, dort hinten gibt's guten Schuß.“

Ein neues Dröhnen und Poltern folgte. Ein Donnern, als
bräche der Tannenforst in Bliz und Wetter zusammen.
„Die Hütte... Herr Oberleutnant...“

Der Künstler blickte hinüber.
Das traumliche Strohdach war in Brand geschossen. In blut-
roter Lohe schlugen die Flammen zum hellen Septemberhimmel
empor. Ein zweiter Treffer riß die Ostwand in Stücke. Nun
brannte das Haus — sein Haus, das er mit so viel Liebe und
Fleiß errichtet hatte, — an allen Ecken und Enden!...

„Vorwärts, Ihr Leute, das sollen die Schritte uns büßen!“
Wald lagen sie alle in fester Deckung und gaben bedächtig
Schuß auf Schuß ab.

Die anderen Kompagnien sahten den Gequer beim Büchlopf
in der Flanke an.

Ein Donnern und Brausen war über dem Land, als wäre
die Hölle lebendig geworden.

„Wir zwingen es schon, Jungens, mit kaltem Blut.“
Das Prismenglas vor den Augen, verfolgte der Künstler
den Fortgang des schweren Gefechts.

Da sah er am Waldbrand hinter der eigenen Stellung ein
deutsches Geschütze. Ein zweites wurde von unten herausgeschafft,
dann noch ein drittes und viertes. Alle gedeckt durch steil
ansteigende Matte, die den Feind am Beobachten hinderte.

„Nun wird es recht, Leute! Paßt auf, wie die preussischen
Kanoniere schießen!“

Im nächsten Augenblick pfiff die erste deutsche Granate gegen
die feindliche Stellung. Das Dröhnen und Donnern verdrehte
sich. Es war, als splütern alle Vogesenkuppen in Stücke. Immer
leidenschaftlicher, immer erschütternder brauste das Lied der Schlacht
über die Berge hin.

Die Batterie am Grenzklamm setzte aus. Nur das Klein-
geschützfeuer von oben antwortete noch auf die donnernde Sprache
der deutschen Geschütze.

„Vorwärts, marsch, marsch!“
Auf allen Seiten drangen die Landwehrlente stürmend vor.
Die ersten feindlichen Gräben wurden genommen. In roten und
blauen Wellen stutete es über die Grenze zurück.

Leichen bedeckten die Matten, wo sonst die Herden ihre Gloden
läuten ließen. Verwundete schleppten sich mühsam gegen den Wald,
oder sie lagen unter den schnell über sie gewordenen Zeltbahnen
mit stillen, glänzenden Augen und warteten auf das Rote Kreuz.

Auch den Künstler hatte der Tod hart gestreift. Ein Lungens-
schuß, nicht weit vom Herzen, hatte ihn bei seinem Häuschen ins
niedergetretene Gras geworfen.

Von Kameraden sorgsam gebettet, ruhte er nun in seiner ver-
wüsteten Arbeitshütte aus.

Seine Blicke liefen hin und her. Alles verbrannt und zerstört! Die schweren alten Möbel von seinen Künstlerhänden ein einziger Trümmerhaufen! Die Betten und Decken verfault! Die feiblichen Kleinigkeiten des Hausrats verschwunden unter Schutt und Asche!

Ganz oben auf der wüsten Matte lagen die Reste eines Bildes. Ein Stückchen Bergland unter heißem Sommerhimmel und der Kopf eines Mannes, der mit blauen alemannischen Augen in die Ferne sah.

Sein Bild, das er wochenlang in der Seele getragen und an dem er zuletzt gearbeitet hatte, ehe die Geisterchwadronen über die Grenze ritten.

Das würde wohl niemals wieder gemalt werden können!

Der Künstler vergrub den Kopf tiefer in das aufgeschichtete Gras. Vor seine dämmernde Seele trat ein anderes, größeres Bild: Das Bild eines weiten, freien Landes in brennendem Herbstglanz, und darin das deutsche Volk, kämpfend und leidend, siegend und aufbauend.

Das sollte die nächste Aufgabe sein!

Vermischtes.

* Das Blitzen der Blüten — die Lösung eines 150-jährigen Rätsels. Vor rund 150 Jahren, im Jahre 1762, beobachtete Elisabeth Linné, die Tochter des großen Naturforschers, daß die rotgelben Blätter der Kapuzinerkresse ab und zu „blitzten“. Lange haben die Gelehrten darüber gestritten, wie die seltsame, von vielen Forschern bestätigte Erscheinung zustande käme, und durch die neuesten Untersuchungen darüber, die von A. Schaefermacher (1908) und Friedrich A. Thomas (1914), in das Rätsel endgültig gelöst. Ein Aufsatz von Dr. O. Damm in „Prometheus“ (Verlag von Otto Spamer in Leipzig) macht über dies Blumenrätsel und seine Lösung fesselnde Mitteilungen. Die Beobachtung gelangt nur in der Dämmerung, u. z. an lebhaft jenerroten Blüten, die sich vom grünen Blattuntergrund abheben und man kann sie künstlich mit buntem Papier nachahmen; man nehme ein größeres Stück fornbuntenblaues Papier und lege ein feingrotes, möglichst glanzloses Stück Papier darauf, das etwa 1 bis 4 Quadratdezimeter groß ist. Dann bewege man das Blatt schnell hin und her, ohne daß der Blick dem Papier folgt. Es entsteht ein deutliches Aufblitzen. Nach einiger Übung gelingt der Versuch auch bei ruhendem Objekt und wanderndem Blick und schließlich nimmt man das Aufblitzen auch wahr, wenn man den Blick nur gerade bis auf das rote Papierstück und nicht darüber hinaus lenkt. Die Gelehrten, die in dem Blitzen der Blüten eine elektrische Erscheinung vermuten, sind nun durch Versuche endgültig widerlegt worden; in der Nähe einer aufblühenden Blüte zeigt ein empfindliches Elektroskop keinen Ausschlag; es ist daher keine elektrische Erscheinung in der Art des St. Elmsfeuers. Es kommt überhaupt keine physikalische Kraft in Frage, die das Blitzen hervorruft, vielmehr ist die Erscheinung nicht objektiver, sondern subjektiver Natur und findet in der physiologischen Optik ihre Erklärung. Der scheinbare Blitz, der von der Blüte oder dem Farbpapier ausgeht, hat in Wirklichkeit seinen Sitz im Auge des Beobachters und ist nichts anderes, als das Nachbild, das bei ruhendem Objekt und bewegtem Auge ebenso hinter dem hellen Objekt erscheint, wie wenn das Auge ruht und der Gegenstand bewegt wird. Der Untergrund der Blütenblätter, die viele blaue Strahlen ausstrahlen, wie das Papier bei dem künstlichen Versuch — gibt ein helles Nachbild; die Empfindung seiner Helligkeit summiert sich mit der bereits vorhandenen Rotempfindung, und so kommt das plötzliche Aufblitzen zustande.

Büchertisch.

— Heinz Stirlings Abenteuer im Frieden und im Kriege. Ein Buch für die Jugend von Fedor v. Zobelitz. Mit Bildern von Fritz Schwen. Verlag Alstein & Co., Berlin-Wien. 3 Mk. Mit der Vollkraft seines großen Erzählertalents schildert der bekannte Verfasser hier die Geschichte eines jungen Menschen, den eigentümliche häusliche Verhältnisse aus der gewohnten Bahn herausgeschleudert und in eine abenteuerliche Welt voll hinter Erlebnisse und mannigfaltiger Gefahren getrieben haben. Von der deutschen Heimat, kommt der jugendliche Held nach Rußland und der Türkei, unternimmt mit einem türkischen Fliegeroffizier einen wilden, tollkühnen Flug über die Berge, Steppen und Wüsten Kleinasiens bis nach dem Anti-Libanon. Er gerät in Gefangenschaft, befreit sich, macht eine einflußreiche Bekanntschaft und findet endlich einen Lebensberuf; die drahtlose Telegraphie. So kommt er nach Belgien, wird in Lüttich vom Kriegsausbruch überrascht, entzieht sich mit großer List und Geistesgegenwart seiner Verhaftung als Spion und erlebt den ruhmreichen Einzug der deutschen Truppen. Der fortwährende Schwung, der durch alle diese farbigen Bilder geht, hält das Interesse und die Spannung der Leser bis zum Schlusse wach. Es ist das Buch eines Dichters, der die Jugend liebt und weiß, was sie begeistert und fesselt.

— Kriegszimmer 16 der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. J. Weber, Leipzig). Die vorliegende Nummer ist wieder von einer Fülle vorzüglicher und interessanter Bildermaterials in musterzüglicher technischer Wiedergabe. Von großer Unmittelbarkeit der Wirkung sind die Bilder des Sonderzeichners Professor Hans von Hapel, der uns packende Szenen von den westlichen Kriegsschauplätzen vor Augen führt. O. J. Oberb, der in der Front kämpfende Mitarbeiter der „Illustrierten Zeitung“, ist mit vier kleineren Bleistiftzeichnungen vertreten, die deutsche Soldatengräber bei Meims wiedergeben und in ihrer Schlichtheit voll erschütternder Tragik sind. Von größeren Bildern seien noch genannt: „Im Lazarettzug“; „Deutsche Patrouillensahrt im Automobil durch ein von Franzosen besetztes Dorf“; „Deutsche Brückenwache an der Maas“; „Kampf der türkischen Dardanellenflotte gegen die vereinte englische und französische Flotte“ usw. Von geistigem Humour zeugt das prächtige doppelseitige Bild Richard Ahmanns „Eine Erinnerung an den Fall von Antwerpen“. Sehr interessant sind ferner als Gegenstücke zur deutschen hiftischen Kriegsberichterstattung drei Abbildungen aus den englischen Zeitschriften „The Sphere“ und „Illustrated London News“. Wie stets enthält die reichhaltige Nummer ferner noch eine große Anzahl kleinerer Streubilder von den verschiedensten Kriegsschauplätzen, sowie neben ausgezeichneten Ansichten aus berühmten Feuern eine chronologische Darstellung der kriegerischen Ereignisse der letzten Woche.

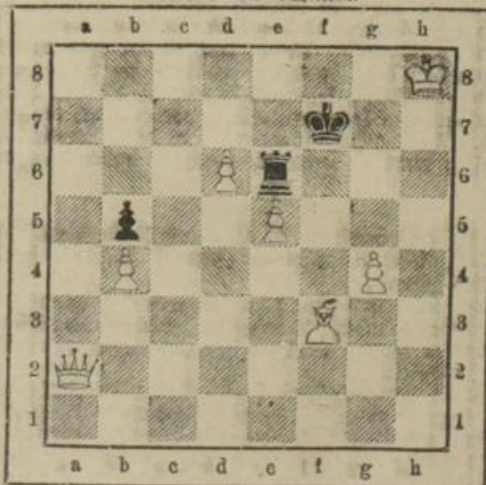
Erlebtes und Erhaltenes, Erkauftes und Ervittenes.

Wir ritten zusammen nach Soissons
Am frühen Morgen, halb sechs war die Uhr,
Und von den starrigen, trockenen Wegen
Lachte uns hell die Sonne entgegen.
Uns lachte das Herz und mit leichtem Trab
Ging's durch den letzten Schützengraben.
Dann weiter im Schritt auf das Dörflein zu,
Das friedlich da lag in des Morgens Ruh.
Wir sollten erkunden und erwähen,
Ob die Feinde noch dorten in Stellung stehen.
Als wir noch mitten im Heberlegen,
Kraachte uns höllisches Feuer entgegen.
Mein Pferd sank zu Boden. Es streckte sich
In den letzten Flügen und deckte mich
Mit seinem Leib vor dem letzten Eisen
Der feindlichen Büchsen. Ich kroch auf Leisten,
Vorlichtigen Sohlen die Straße zurück
Und traf den Freund. Ein kurzes Stück
Drug ihn sein Pferd noch, dann sank er zur Erde.
Ich fand ihn, und mit weher Gebärde
Reicht er die Hand mir: „Du mußt mich stützen,
Zwei Augen hab ich im Deme sitzen.“
Ich half ihm fort; mit Müß und Not
Entrannen wir glücklich dem bitteren Tod.
Die Sonne lag hell über Soissons
Am frühen Morgen, und sechs war die Uhr.

Otto Neunrath, cand. phil.,
z. Zt. im Felde, kriegskretiv. Dragoner.

Schach-Aufgabe.

Von E. H. Schmidt.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Reim, Leim, Meim, Seim.